



Dies ist eine Leseprobe von Klett-Cotta. Dieses Buch und unser gesamtes Programm finden Sie unter [www-klett-cotta.de](http://www-klett-cotta.de)

Arno Gruen

**DEM LEBEN ENTFREMDET**

*Warum wir wieder lernen müssen  
zu empfinden*

Klett-Cotta

*In Gedenken an  
Gertrud Hunziker-Fromm  
und  
George Trow*

Ich wollte zeigen, dass unsere aufgeklärte Moral bedroht und unsere Vernunft blind ist. Wir können sehen, aber sehen nicht. Wir leben mit dem alltäglichen Horror und haben gelernt, wegzuschauen.

*José Saramago*

Klett-Cotta  
www.klett-cotta.de  
© 2013 by J. G. Cotta'sche Buchhandlung  
Nachfolger GmbH, gegr. 1659, Stuttgart  
Alle Rechte vorbehalten  
Printed in Germany  
Schutzumschlag: Rothfos & Gabler, Hamburg  
Unter Verwendung eines Fotos von Cira Moro/laif  
Gesetzt aus der Scala von r&p digitale medien, Echterdingen  
Gedruckt und gebunden von Pustet, Regensburg  
ISBN 978-3-608-94746-5

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek  
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der  
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische  
Daten sind im Internet über <<http://dnb.d-nb.de>> abrufbar.

## INHALT

Vorbemerkung des Autors .....	9
Leben in einer Scheinwelt ohne Mitgefühl .....	11
»Um einen Goethe von innen bittend« .....	14
Hamlet, das männliche Nichtsein und das weibliche Sein .....	18
Die Entwicklung der Empathie und des Menschseins .....	21
Wodurch wurde das Menschliche eigentlich zurückgedrängt? ....	37
Das Böse im Anderen: Feinddenken .....	41
Fortschritt als Problem? .....	42
Wenn wir nicht wahrnehmen können, was wirklich ist –	
die tödliche Pflicht zum Gehorsam .....	44
Das reduzierte Bewusstsein im Bereich der Wissenschaft .....	46
Das reduzierte Bewusstsein und der Hass .....	50
Der früheste Terror und das verkümmерnde Selbst .....	55
Trauma und Realitätsverlust .....	58
Was treibt uns an: Fortschritt, Wachstum, Leistung – Tod? .....	63
Dass wir die Aggressoren unterstützen – das ist das	
Böse in uns .....	67
Liebe plus Nähe plus Nahrung gleich Vertrauen? .....	72
Absolut nichts ist so, wie es scheint: das Pseudo-Urvertrauen .....	77
Zwei Seiten einer Medaille – Sublimierung und Machttrieb .....	81
Der Verlust des Mitgefühls – die vielen Facetten der Destruktivität	82
Überall lauert Bedrohung – Terrorismus im Inneren	
und Äußeren .....	85
Aber! .....	86

Wieder aber .....	93
Und nochmals aber .....	95
Gewalt hinterlässt nicht zwangsläufig sichtbare Wunden:	
subtiler Terrorismus .....	98
Wirklichkeit und Empathie .....	105
Größe als absoluter Glaube – die Religion des Profits .....	118
Die Spaltung des Bewusstseins: abstrakt-kognitiv versus	
empathisch .....	121
Das reduzierte Bewusstsein und die verkehrte Wirklichkeit .....	135
Spiegelbilder der Gewalt: Rechtsradikale und wir .....	140
»... ein Hungerstreik gegen den Hunger« .....	151
Goethe, Hamlet und der Terrorismus – über die Spaltung	
unseres Bewusstseins .....	156
Nochmals zurück zu Goethe .....	158
Noch einmal Hamlet .....	160
Männliche Ehre und andere Ammenmärchen .....	161
Die männlichste aller Sachen – das sogenannte Heldenatum .....	164
Das reduzierte Bewusstsein: ein Beispiel .....	166
Bedeutungslosigkeit und Terrorismus .....	169
Das reduzierte Bewusstsein und wie es unsere Gesellschaft	
bedroht .....	171
Was also tun? .....	172
<i>Tomaso Carnetto: Anmerkung zu Goethes Begriff der Morphologie</i> ... 175	
Danksagung .....	182
Anmerkungen .....	183
Bibliografie .....	193
Personenregister .....	206

### *Vorbemerkung des Autors*

Dieses Buch spiegelt die Entwicklung meines Denkens, das mit dem Buch »Der Verrat am Selbst« begann. In allen meinen folgenden Büchern versuchte ich, dem *Wie* unseres Seins näher zu kommen. Ich glaube, dass das jetzige Buch diesem Ziel gerecht wird. Wie in einer Symphonie werden die Kernthemen für mich intensiver und klarer: *Es geht um Sein oder Nichtsein*. Wie in Shakespeares Hamlet vollzieht unsere Kultur ein Nichtsein, das auf abstraktem Denken beruht und unser grundlegendes empathisches Bewusstsein verneint und verleugnet. Es geht darum, dieses wieder zum Herzstück unseres Seins zu machen.

## LEBEN IN EINER SCHEINWELT OHNE MITGEFÜHL

Wir glauben, unser Denken sei realistisch, wenn es von Mitgefühl befreit ist, von der Fähigkeit, Schmerz zu teilen, Leid zu verstehen, und vom Gefühl der Verbundenheit mit allen Lebewesen.

Denken wir aber ohne Mitgefühl, dann leben wir in einer *Scheinwelt* aus Abstraktionen, die Kampf und Konkurrenz zu den Triebkräften unserer Existenz machen. In dieser Welt der Abstraktionen dominiert die Gewalt. In ihr kann nur überleben, wer andere unterwirft oder vernichtet. Diese Vorstellung eines Lebens ohne Mitgefühl ist auf Feinde angewiesen. Ja, wir beginnen uns selbst durch das Feindbild, das wir heraufbeschwören, zu definieren. Indem das abstrakte Denken – also das Kognitive – das Empathische in uns ersetzt, entfernen wir uns immer mehr von jeder unmittelbar gefühlten Wirklichkeit. Wir wenden uns dem Untergang zu. Das dürfte wohl der Eindruck sein, den Jean-Jacques Rousseau festhielt, als er schrieb:

*»Geist ist eingedrungen in die Natur, wie das Messer dringt in eines Baumes Mark. Nunmehr freilich kann die todrohende Schneide nicht aus dem Stamme herausgezogen werden, denn der Baum würde dabei verbluten. Aber niemand darf behaupten, dass ein Schwert im Herzen der Weltesche das Merkmal sei für ihre Gesundheit.«<sup>1</sup>*

Anschaulich und eingängig zugleich schildert Rousseau, *wie* in unseren Zivilisationen abstraktes Denken die Empathie verdrängt und Fortschritt in Tod umschlägt, in einen Tod, der sich ständig ausbreitet.

Wie können wir vor diesem Hintergrund überhaupt die Fragen über unser Überleben, über unsere wirtschaftlichen Krisen, über Gewalt und Frieden klären, wenn die Annahme unsere Sicht verdunkelt, nur Kampf und Konkurrenz seien die Triebkräfte unserer Existenz? Wir glauben, rational erkennen zu können. Unsere Gefühle, die um unsere Empathie kreisen, halten wir für irrational und unlogisch und schieben sie aus diesem Grund beiseite. Unsere Gefühle sind so gefährlich für uns geworden, dass wir sie ausschalten müssen.

Was ist also Wirklichkeit? Und zwar dann, wenn wir von Geburt an dazu angehalten werden, die Welt so zu sehen, wie man sie uns vermittelt und sie uns vorschreibt. Wir sollen die Wirklichkeit offensichtlich nicht so wahrnehmen dürfen, wie wir sie von Geburt an zunächst erfahren haben. Diese eigenen Wahrnehmungen sind vor und nach der Geburt vorwiegend empathisch und nicht vollständig kognitiv geprägt. Empathische Wahrnehmungen wirken unmittelbar und sind unbeeinflusst von gesellschaftlichen Erwartungen. Daher sind sie realitätstreu. Kognitive – also ausschließlich auf den Verstand bezogene – Wahrnehmungen hingegen kommen nie ohne Verzerrungen zustande, da sie auf Erwartungen der Menschen verweisen, die uns bemuttern, und nicht auf die Bedürfnisse des Kindes zurückgehen.

Zwei fundamentale Erlebnisse prägen die Wahrnehmungen des Kindes ganz entscheidend, und zwar sein Leben lang. Sie kreisen darum, wann ein Säugling gefüttert wird und wann er schlafen muss. Entsprechen die Eigenwahrnehmungen des Kindes – sein Bedürfnis nach Nahrung oder sein Wunsch, wach zu sein – nicht den Erwartungen der Eltern,

entsteht eine Unstimmigkeit, eine Missstimmung, eine Dis-  
harmonie, möglicherweise ein Konflikt. Je nachdem, ob und  
wie dieser Konflikt beigelegt wird, beschneidet er die empa-  
thischen Wahrnehmungen des Kindes elementar.

Aus diesem Grund entscheidet sich schon in den allerersten Wochen und Monaten, ob ein Kind später einen Selbstwert entwickelt, der sich aus den eigenen Gefühlen entfaltet, auf ihnen aufbaut, infolge eines früh eingeforderten Gehorsams unterentwickelt bleibt oder sogar ganz verdrängt werden muss. Eine eigene Substanz entwickelt sich nur, wenn ein Kind bereits als Säugling Schmerz, Leid und Not, also die eigenen empathischen Reaktionen, annehmen und mit den Eltern teilen kann. Nur so entwickelt sich eine innere Kraft, die trotz Unsicherheit, die ein Kind umgibt, Stärke vermittelt, weil Verletzlichkeit dann keineswegs Schwäche, sondern mitfühlendes Teilen mit den Eltern bedeutet.

Genau an diesem Punkt erkennen wir, wie in unserer Kultur das abstrakte Denken, also das Kognitive, das empathische Denken ersetzt. Setzt diese zunehmende Abstrahierung ein, entfernen wir uns mehr und mehr von der Wirklichkeit. Ja, wir wenden uns dann unaufhaltsam dem Untergang zu. Dieser fast unmerkliche Vorgang geschieht keineswegs offensichtlich und ist weder sofort noch für jeden erkennbar. Denn alles, was den Verstand betrifft und umfasst, vom Rationalen über das Kognitive bis hin zum Abstrakten, wird mit der ganzen Wirklichkeit gleichgesetzt und ergreift von unserem Da-seinsgefühl vollständig Besitz.

Goethes Werdegang, »Hamlets« Konflikt, der in seinem berühmten Monolog aufbricht, und der offene wie der verhüllte alltägliche Terror belegen dies, wie ich in den folgenden Kapiteln veranschauliche. Denn ich möchte in diesem Buch zeigen: *Die Geschichte der großen Zivilisationen ist die Geschichte der Unterdrückung unserer empathischen Natur*. Da-

durch verlieren wir die ursprüngliche, jedem Menschen gegebene Fähigkeit, in der Wirklichkeit zu leben. *Wir haben uns dem Leben entfremdet.*

### »UM EINEN GOETHE VON INNEN BITTEND«

Den Deutschen, die einen Lobgesang erwartet hatten, machte er einen Strich durch die Rechnung. 1932 hatte man den spanischen Philosophen José Ortega y Gasset, den Autor des weltberühmten Essays »Aufstand der Massen«<sup>2</sup> um eine Gedankschrift zu Goethes 100. Todestag gebeten.

»Das Leben«, schrieb Ortega y Gasset in seinem Essay »Um einen Goethe von innen bittend«, »ist in seinem Wesen nach ein ständiger Schiffbruch. Aber schiffbrüchig sein heißt nicht ertrinken ... Das Gefühl des Schiffbruches, da es die Wahrheit des Lebens ist, bedeutet schon die Rettung ... Aber zeigen Sie uns einen Goethe, der schiffbrüchig und verloren ist in seiner eigenen Existenz, der keinen Augenblick weiß, was aus ihm werden wird ...

(Aber) Goethes Charakter besitzt eine wunderbare Geschmeidigkeit, die ihn unbegrenzt anpassungsfähig macht ... So schwächt auch Goethe die Frage: Wer bin ich? zu dem traditionellen: Was bin ich? ab ... (Und so) flüchtet er vor seiner dichterischen Berufung, um Weimar in die Arme zu fallen. Anstatt einen Goethe, der schiffbrüchig und verloren ist, wählt er die Einladung des Großherzogs Karl August.«<sup>3</sup>

Und damit sichert sich Goethe sein Auskommen und seinen gesellschaftlichen Ruhm und Status. Das Übermaß scheinbarer Sicherheit, das ihn von nun an umgibt, lässt seine Seele verkümmern und schließlich kalt werden. So jedenfalls wird Goethe, der sein Sein, seine Ideale inzwischen gelegnet hat,

von Jakob Michael Reinhold Lenz, einem Freund und Studiengefährten der Straßburger Zeit, nach einer Visite in Weimar geschildert. Goethes Menschlichkeit aus den Straßburger Tagen war wie verflogen:

*»Man nötigt (ihn) überall hin, (er) ist überall willkommen, weil (er sich) überall anzupassen und aus allem Vorteil zu ziehen weiß (...). Er schreibt mir: Die Selbstliebe ist immer das, was einem die Kraft zu anderen Tugenden geben muss.«<sup>4</sup>*

Und so fand Lenz, in Ortega y Gassets Worten, Goethe »erstarrt zur Statue«. Denn wer sein seelisches Sein verleugnet, hört auf, als Mensch zu existieren. Die Frage »Wer bin ich?« wird gar nicht mehr erwogen; an ihre Stelle rückt jetzt die Frage »Was bin ich?« Wer so agiert, hört auf, sich selbst zu sehen, lebt so dahin, jedoch nicht mehr als unverwechselbare, spontane Persönlichkeit. Jetzt kreist sein ganzes Dasein nur noch um die Vorstellung, wie er glaubt, erscheinen zu müssen.

*Wer bin ich?* Diese Frage erfordert eine ständige Konfrontation mit sich selbst und schließt eine Verantwortung für das eigene Tun, das eigene (Da-)Sein, mit ein. Diese Selbstauseinandersetzung bringt die »Erkenntnis des Schmerzes« (Carlo Emilio Gadda<sup>5</sup>), des eigenen Schmerzes genauso wie des Schmerzes der anderen mit sich, und lässt die eigenen Grenzen, aber auch die der anderen spürbar und wahrnehmbar werden.

Was ich bin, hat fast nichts damit zu tun, wer ich bin. Es hat vielmehr nur mit der Fehlbildung zu tun, wie jemand glaubt, erscheinen zu müssen, um Status und Macht gegenüber anderen zu behaupten. Folglich verwandeln sich Menschen in Wesen, die, wie Kierkegaard es so prägnant formulierte, völlig im Bann des Bedürfnisses nach Anerkennung von Leistungen stehen.<sup>6</sup>

Daher fangen Menschen an, nicht ihr Leben zu leben, in dem sie zwangsläufig Leid und Schmerz erleben müssten – also ein Leben, das mit der Situation, ein Schiffbrüchiger zu sein, verbunden ist –, sondern ein Leben, in dem es darum geht, ›richtig‹ zu erscheinen. Richtig heißt hier, sich an das anpassen und das tun, was üblicherweise für normal gehalten wird. Schließlich suchen wir Zuflucht bei abstrakten Ideen, weil wir in unserer Zivilisation immer vor der Antwort auf die Frage fliehen, warum wir denn unfähig sind, uns zu stellen, uns zu konfrontieren, uns mit uns selbst auseinanderzusetzen. Was dann im Verdrängten lauert, ist ein Minderwertigkeitsgefühl, das zum unbewussten Grund des Seins führt.

Wer ein anderes als sein eigenes Leben lebt, wer nicht mit der Wahrheit des Schiffbrüchigseins verbunden ist, fälscht sein Selbst, um sich abstrakt rechtfertigen zu können und zementiert sein Leben, dessen Grundlage ebenso gefälscht ist. Wer sein Leben nicht lebt, fälscht es unbewusst, weil Schmerz, Leid und Schiffbruch in unserer Kultur mit Schwachsein gleichgesetzt werden.

Daraus gehen jene Scheinwelten und jene Symbolik hervor, die vorgeben, uns vor der Unsicherheit zu retten, wenn wir nur an Helden und die Mythen glauben, die alle Helden umgeben und begleiten. Unsicherheit wird ebenso verachtet wie Schwachsein. Unsicherheit aber herrscht im Innern des Menschen, ja sie beherrscht sein Inneres. Greift aber diese ständig lauernde Gefahr um sich, dann wird das Minderwertigkeitsgefühl für immer zum Grundempfinden. Aber gerade dies muss natürlich nicht so sein.<sup>7</sup>

Goethes Flucht vor sich selbst charakterisiert ihn, aber auch, wie Ortega y Gasset es in einem Essay über Kant hervorhebt, das deutsche Gemüt überhaupt.<sup>8</sup> Die Deutschen und später die deutsche Nation machten ihre Selbstbezogenheit

zum Zentrum ihrer Weltwirklichkeit, damals wie heute. Diese ›deutsche‹ Selbstbezogenheit erschwert nicht nur das Leben, sondern zerstört auch das Leben vorsätzlich, bewusst geplant und mit nie dagewesenen Konsequenzen, wie dies im Dritten Reich der Fall war.

Missverstehen Sie mich nicht! Es geht hier nicht allein um den Verrat Goethes an sich selbst, an seinem Selbst. Hier steht das Selbst aller auf dem Spiel, die versuchen, die vollständige Unsicherheit, die uns umgibt und bedroht, durch ein Übermaß scheinbarer Sicherheit zu übertrumpfen, indem sie sich Macht aneignen oder sich mit der Macht anderer identifizieren.

Wer diesen Weg aber einschlägt, erstarrt zur Statue. Statuen aber können »weder atmen noch ausdünsten – weil sie keine Atmosphäre haben«. Damit beschreibt Ortega y Gasset genau unsere Situation infolge kultureller Zwänge. Sie verengen unser Bewusstsein, engen es ein und verkleinern es, denn Unsicherheit und Schiffbruch sind als Schwächen verufen.

Unsere Gefühle der Unzulänglichkeit, der Hilflosigkeit, des Leidens, der Verzweiflung und der Angst werden als Schwächen eingestuft, sie müssen geradezu verneint und als ›weiblich‹ abgetan werden. Damit aber wird das Weibliche, das uns allen eigen ist, zur Grundlage, um eine widersinnige Trennung der Geschlechter vorzunehmen.

## HAMLET, DAS MÄNNLICHE NICHTSEIN UND DAS WEIBLICHE SEIN

*Sein oder Nichtsein, das ist hier die Frage:  
Ob's edler im Gemüt, die Pfeil und Schleudern  
Des wütenden Geschicks erdulden oder,  
Sich waffnend gegen eine See von Plagen,  
Durch Widerstand sie enden? Sterben, schlafen –  
Nichts weiter!*<sup>9</sup>

»Sein oder Nichtsein, das ist hier die Frage«, Hamlets Monolog offenbart genau den Konflikt, wenn das entfaltende Bewusstsein einem verengenden Bewusstsein gegenübersteht. Anders als Goethe konfrontiert uns Shakespeare mit dem Widerspruch zwischen einem reduzierenden und einem unterdrückten, aber stets lauernden Bewusstsein, das nach Entfaltung und Erweiterung, also zum Empathischen hin, drängt.

Das Rätselhafte von Hamlets Monolog, von »Sein oder Nichtsein«, löst sich, schreibt der amerikanische Schriftsteller George Trow<sup>10</sup>, wenn wir ihn als Konflikt erkennen, der zwischen dem offenen und dem engen Bewusstsein ausgetragen wird. Shakespeare lässt uns Hamlets Dilemma unmittelbar wahrnehmen: Auf der einen Seite steht das verengte, männliche Bewusstsein der Ehre; auf der anderen Seite das erweiterte, weibliche Bewusstsein, das die Ehre keineswegs anerkennt noch pathetisch überhöht. Dieses erweiterte Bewusstsein entspricht dem lebensbejahenden und wurde oft als weibliches verworfen, denn es widerspricht den Mythen von Ehre und Heldenmut. Das männliche Bewusstsein der Ehre schaltet Leid und Schmerz aus und beschränkt dadurch, was wir wahrnehmen und wie wir es tun – letztlich, wie wir handeln.

Die männliche Bewusstseinsreduktion spaltet ab; sie führt zu einer Dissoziation und schließlich zu einer wirklichen Spaltung. Leiden und Denken sind dann scharf und unversöhnlich voneinander getrennt. In seinem Monolog verwirft Hamlet das »Nichtsein« als schwach und weibisch, während er »Sein« mit ›Mannsein‹ gleichsetzt. »Nichtsein« aber vertritt, wie George Trow in seiner Interpretation des Bewusstseinskonflikts verdeutlicht, das umfassendere weibliche Prinzip und umschließt Einfühlungsvermögen und Menschlichkeit.

Daraus entsteht Hamlets Konflikt. Hamlet soll sich im Drama ›männlich‹ zeigen, ›männlich‹ handeln und seinen Onkel töten, wie es der Geist seines toten Vaters von ihm verlangt.

*»Hamlet muss sich bewusst sein,« setzt Trow fort, »dass die Rituale, die sein Vater zu befolgen fordert, äußerst primitiv sind. Hamlet weiß zudem, dass er selbst viel eher seinem Onkel als seinem Vater gleicht. Aber eine Stimme in Hamlet sagt ihm gleichzeitig, er müsse dieses Ritual (der Rache) vollziehen.«<sup>11</sup>*

Mit anderen Worten: Der Hamlet-Konflikt spielt sich zwischen dem reduzierten männlichen und dem umfassenderen weiblichen Bewusstsein ab.

»Sein oder Nichtsein, das ist hier die Frage« – nach dieser Frage erwartet jeder Hörer, jeder Zuschauer, dass die beiden Alternativen entfaltet und debattiert werden. Aber gerade dies geschieht nicht: »Tatsächlich entsteht eine Anordnung von Worten, die in Wahrheit nur ein Ziel zu haben scheinen: Eine Erkenntnis zu vermeiden, vor der wir alle Angst haben.«<sup>12</sup> Diese Angst ist die Erkenntnis, die uns allen gemeinsam aber verborgen ist. Wir dürfen die Wahrheit unserer ursprünglichsten empathischen Wahrnehmungen, die einem erweiterten Bewusstsein entspräche, nicht erkennen, denn es ist eine verbotene Wahrheit. Dadurch wird es für jeden Menschen immer

schwieriger, in voller Übereinstimmung mit sich selbst zu leben. Wir spüren einen grundsätzlichen tiefreichenden Mangel. Dieser belastet unser Leben, weil wir nicht wissen, was mit uns geschah, als unser Bewusstsein sich verengte, um sich den Bedürfnissen der Eltern anzupassen oder sich vor allem denen des Vaters zu unterwerfen. Denn die Erlebnisse dieser Lebensphase liegen weit vor der Zeit, als wir sprechen lernten. Diese Zeit reicht in unser Säuglingsalter zurück, wenn wir uns nur über unsere Gefühle verständlich machen können.

Wir erleben einen Konflikt dann, wenn wir noch nicht perfekt angepasst sind, wenn unser eigenes Sein, und seien es nur Fragmente oder Splitter, noch existiert. Shakespeare selbst spitzt diesen Konflikt weiter zu: Hamlet spricht verzweifelt vom Sterben, um später, etwas weniger verzweifelt, vom Schlaf eine Rettung zu erhoffen. Seiner Angst kann Hamlet nicht entkommen. Aber er versucht, ihr auszuweichen, und fängt an, völlig sinnlos vor sich hinzureden. Hamlet meint mit seinem sinnlosen Gerede die tiefe Angst, die ihn befällt, entmachten zu können. Aber es gelingt ihm nicht. Am Ende muss er sich eingestehen, dass er Unsinn geredet hat, und sagt: »So macht das Gewissen Feiglinge aus uns allen.« Hamlet scheitert, so Trow, am Kern des Problems.

Denn wir können erst dann sprechen, wenn wir fähig sind, uns dem Entsetzlichen dieses Konflikts zu stellen, wie Hamlets Monolog uns eindrücklich zeigt. Der vermeintliche Kampf der Geschlechter entspringt dem Zustand und dem Verhalten des männlichen Bewusstseins, jedenfalls keinem naturgegebenen Zustand. Könnten wir diese Spaltung zwischen männlichem und weiblichem Bewusstsein überbrücken, dann könnten wir wirklich wieder sprechen lernen. Bis dahin aber können wir kaum wahrnehmen, dass wir eine Sprache verwenden, die alles reduziert, vor allem aber das Empathische.

## DIE ENTWICKLUNG DER EMPATHIE UND DES MENSCHSEINS

Im Uterus der Mutter besteht meistens ein unbehinderter Austausch zwischen den Bedürfnissen des werdenden Kindes und der Umwelt, die das Kind umgibt. Die Geburt stört diesen Austausch. Der Säugling muss jetzt zu atmen anfangen. Ab jetzt und für den weiteren gelingenden Austausch ist ein Säugling davon abhängig, ob und wie seine Mutter, sein Vater und die Stimuluswelt, die ihn nun umgibt, sich ihm zuwendet. Schreit ein Säugling, signalisiert dies einen gestörten Austausch.

In der psychotherapeutischen Praxis erleben Patienten oft das Gefühl, sich daran zu erinnern, dass sie nicht geboren werden wollten. Das dürfte wohl die Reaktion darauf sein, ausgestoßen zu werden, was bei jeder Geburt geschieht. Es ist aber auch vorstellbar, dass dieser Widerwillen gegen die Geburt erst nachträglich entsteht, weil der Austausch mit der Umwelt unerträglich gestört war. Wie dieser Austausch weitergeführt wird und sich entwickelt, ist entscheidend davon abhängig, wie sich die bemutternde Person dem Kind zuwendet, welche ihrerseits von ihren eigenen Erwartungen gegenüber dem Kind bestimmt ist. Dass das Schreien von Säuglingen bei uns als selbstverständlich und normal akzeptiert wird, spiegelt wider, dass das Schreien eines Kleinkindes als Schachzug in einem unvermeidlichen Machtkampf mit den Eltern betrachtet wird.

Es gibt aber Kulturen, in denen Kinder nie oder so gut wie nie schreien. Die Kinderschreie berühren die Eltern als Ausdruck wahrer Bedürfnisse ihres Kindes nach Wärme, Gehalten-Werden, Hunger oder wegen anderer Nöte. Es ergibt sich aber aus der Interaktion zwischen den Kindern und den sie

Bemutternden, die nicht auf deren Nöte eingehen können, dass sich grundsätzliche Unsicherheiten in unseren Kindern entwickeln. Diese Unsicherheiten führen an die Quelle, der die Jagd nach absoluter Sicherheit entspringt. Diese wird dann zur Antwort auf der Suche nach einem Dasein, das dem Leben Geborgenheit geben soll. Doch diese Suche tötet das Leben. Denn die Suche nach absoluter Sicherheit führt dazu, dass ein Mensch sich für immer gegen die nächste Unsicherheit wappnen muss. So werden wir von einem internalisierten Albtraum verfolgt: Man träumt, dass man versagen könnte. Freud interpretierte diese Angst als Kastrationsangst, weil sie sich in Männern durch die Angst vor sexuellem Versagen ausdrückte. Die Folge ist die Suche nach einer Macht, durch die man sich gegen alles und alle wehren kann. Für Menschen, die so früh in ihrem Leben von Unsicherheit und Verachtung für ihre Ängste geprägt wurden – Angst wird als männliche Schwäche gebrandmarkt –, wird Macht zum einzigen Mittel, sich ein Gefühl von Sicherheit zu erschaffen.

Das Machtstreben verändert aber unser Gefühlsleben, das ursprünglich gefühlsbestimmt ist und uns die Welt empathisch erkennen lässt. Jetzt jedoch werden Gefühle von der Notwendigkeit, Unsicherheit zu kompensieren und zu übertrumpfen, bestimmt. Das verändert die Sicht auf die uns umgebende Wirklichkeit, eine Sicht, die jetzt nicht vom direkten empathischen Sehen bestimmt ist, sondern von der subjektiven Notwendigkeit, alles als Kampf um die Existenz wahrzunehmen. Das muss kein bewusster Vorgang sein, und ist es meistens auch nicht, weil wir es als selbstverständlich erleben, uns in einem andauernden Überlebenskampf zu befinden. So gerät unsere Wirklichkeitswahrnehmung in vorgeprägte Gedankenmuster, die auf abstrakten Formeln beruhen und die Notwendigkeit erfüllen, Macht zu besitzen. Gefühle werden durch diesen Vorgang abgetrennt von dem, was sie

einmal waren, nämlich Ausdruck empathischer Prozesse, die ganz direkt der objektiven Realität entsprachen. Deswegen trauen wir unseren Gefühlen auch nicht mehr, weil die Gefühle, die wir erleben, uns so oft in die Irre führen. Wir erkennen nicht, dass das, was wir als Gefühle erleben, nichts mit natürlichen Gefühlen zu tun hat. Vielmehr sind es Artefakte, die wie Gefühle erlebt werden, deren ursprüngliche Quelle in den Unsicherheiten liegt, denen wir ausgesetzt wurden, weil unsere bemutternden Instanzen unsere empathisch gesteuerten Bedürfnisse unterdrückten.

Indem wir ›Gefühle‹ als subjektiv und irrational einstufen, entfernen wir uns immer mehr von unserer Empathie, also davon, unserem Einfühlungsvermögen zu trauen. Wir schalten immer mehr auf gedankliche Wahrnehmungen des Kognitiven um. Rousseau schilderte diesen Vorgang, als er vom »Geist« sprach, der wie ein »Messer in eines Baumes Mark« eindringt. Und vor genau diesem Hintergrund verwerfen so viele Anthropologen die empathische Welt der sogenannten ›Primitiven‹ als ›magisch‹.

Wir wollen nicht erkennen, dass diese Gefühlsumpolung eine wichtige Funktion bei der Zivilisationsentwicklung hatte – in Indien, China, Mexiko, Peru, Persien, Ägypten. Ihr Wesenskern war Macht und Eroberung. Die Unsicherheit rief diese Entwicklung hervor – wie auch die Notwendigkeit, ebendiese Unsicherheit durch Macht, Eroberung, Besitz und Beherrschen zu bändigen. Damals muss sich die Beziehung zwischen Mutter und Kind von Grund auf verändert haben, wodurch das empathische Verhalten gegenüber Kindern gestört wurde.

Pjotr Alexejewitsch Kropotkin<sup>13</sup> hat ebenso wie der Anthropologe Ashley Montagu<sup>14</sup> oder auch Stanley Diamond<sup>15</sup>, Theodore C. Schneirla<sup>16</sup>, Irven DeVore, Melvin Konner<sup>17</sup> und bis vor Kurzem Sarah Blaffer Hrdy<sup>18</sup> nebst vielen anderen

Folgendes gezeigt: Kooperation und Empathie sind die bestimmenden Faktoren in unserer Evolution. Ferner beruht das Überleben einer Spezies nicht auf dem Untergang einer anderen.

*»Wenn wir Zuwendung oder Liebe rein biologistisch als Verhaltensweisen betrachten (...), schreibt Ashley Montagu, »dann können wir auch in Zuwendung und in Liebe ein neotenes Merkmal erkennen, (...) was in der menschlichen Gesellschaft dazu bestimmt ist, lebenslänglich gegeben und empfangen zu werden. In der Evolution der Menschheit hat die Liebe eine hochbedeutsame Rolle gespielt. (...) Es kann (...) kaum einen Zweifel geben, (...) dass keine der frühen menschlichen Gemeinschaften hätte überleben können, wenn nicht Liebe und Kooperation eine so bedeutsame Rolle gespielt und ihre einzelnen Mitglieder zusammen gehalten hätten.«<sup>19</sup>*

Theodore C. Schneirla untersuchte bei vielen Lebensformen das Zuwendungs- wie auch das Vermeidungsverhalten, welches als Grundlage für friedliche oder abwehrend-aggressive Verhaltensmuster dient. Ihm gelang es zu zeigen, dass diese Muster, die auf empathisch gesteuerter Wahrnehmung basieren, schon bei der Geburt vorhanden sind. Niedrige Stimulusintensitäten, wie sie bei liebevollem mütterlichen Verhalten erzeugt werden, lösen Reaktionen der Annäherung aus; hohe Stimulusintensitäten, wie sie durch ablehnendes mütterliches Verhalten oder Bestrafung ausgelöst werden, bewirken Muskelreaktionen zum Zurückziehen und aggressives Verteidigen. Gleichzeitig prägt ein andauerndes Einströmen von Stimulusintensitäten das metabolische Muster eines Individuums, wodurch spätere Erregbarkeitsniveaus formiert werden, und tragen zu Eigenschaften wie aggressivem oder entgegenkommendem zwischenmenschlichen Verhalten bei. Dass diese grundsätzlichen Verhaltensformen, geprägt durch die früheste Mutter-Kind-Beziehung, etwas über unsere Evo-

lutionsgeschichte mitteilen, wird in der archäologischen Literatur völlig übergangen und ausgeschlossen.

Deswegen wird der Wandel vom Empathischen zum Abstrakten in der menschlichen Geschichte gar nicht als wesentlicher Einschnitt wahrgenommen. Dieser offensichtliche Bruch in unserer Evolution muss etwa 8 000 bis 10 000 Jahre oder noch weiter zurückliegen. Er wird fälschlicherweise oft als Folge eines kognitiven Fortschritts gedeutet. Was wohl wirklich passierte, war die Wandlung von einer Dominanz der empathischen Wahrnehmungen zu einer Dominanz des abstrakten Denkens durch die Unterdrückung des mitführenden Empathischen. Wenn wir die über 35 000 Jahre alten Malereien in der Chauvet-Höhle betrachten, so konfrontieren diese Höhlenmalereien uns mit einer kreativen Freiheit, die ganz anders als die stereotypen Malereien der ägyptischen, persischen, indischen und anderen Zivilisationen wirken.

Dichter wie Clayton Eshleman haben die Freiheit dieser Malerei erkannt. Er schreibt, dass wir hier

*»Zugang zur verleugneten Macht des Weiblichen (finden)... ihre Enge erlöst von der Enge moderner Existenz. ... Es ist eine erotisch-poetische Kraft, die gerade beim Sich-Versenken in ein weibliches Bewusstsein ... eine großartige, surreale Bildflut entwickelt.«<sup>20</sup>*

Vor über 35 000 Jahren wurden unsere Vorfahren noch vom Empathischen und nicht von dem verengten abstrakt-kognitiven Denken gesteuert. Was als Fortschritt betrachtet wird, entpuppt sich im Grunde als Entwicklung, die unser menschliches Wesen durch die Vorherrschaft des Kontroll- und Dominanzbedürfnisses reduziert hat.

Dieser Wandel muss auch die Basis für die Dominanz der linken Gehirnhälfte bei dem modernen Menschen sein. Die linke Gehirnhälfte, welche die rechte Körperseite steuert und

in der sich bei rechtshändigen Menschen das Sprachzentrum befindet, wird üblicherweise als dominant bezeichnet. Die rechte Gehirnhälfte hingegen, die die linke Körperseite reguliert, betrachtet man als nicht-dominant und dafür zuständig, Gefühlerlebnisse zu integrieren. Die linke Gehirnhälfte identifiziert man als ausschlaggebend für das logische Denken, den Ablauf von Bewegungen und auch für die Unterdrückung des spontanen Affekts.

Seit über einem Jahrhundert wissen wir, dass ein Erwachsener aphasisch wird, wenn seine linke Gehirnhälfte verletzt ist. Das bringt einen Verlust des Sprachvermögens mit sich. Der Patient kann weder Worte finden noch aussprechen. Das Sprachzentrum der meisten Erwachsenen ist in der linken Gehirnhälfte angesiedelt. Nicht so bei Kleinkindern. Die Asymmetrie der Gehirnhälften bildet sich erst zwischen dem dritten und siebten Lebensjahr heraus. Das wiederum zeigt, dass die Dominanz der linken Gehirnhälfte nicht eine genetische Anlage des modernen Menschen ist, sondern mit der Entwicklung in unserer Kultur zu tun hat, die zur Dominanz der linken Gehirnhälfte führt.

Wird die rechte Gehirnsphäre vor dem zweiten Lebensjahr verletzt, führt dies zu größeren Beeinträchtigungen im Sprachverständnis als Schädigungen der linken Gehirnhälfte – also passiert genau das Gegenteil von dem, was einem Erwachsenen bei einer Schädigung des Gehirns passiert. Das muss bedeuten, dass die Differenzierung der beiden Hemisphären mit der fortschreitenden Entwicklung des Individuums zusammenhängt. Die Dominanz einer Sphäre wird also erst hervorgebracht und obliegt keiner genetischen Vorprogrammierung. Wir können davon ausgehen, dass das vorherrschende reduzierende Bewusstsein in unserer Kultur, das dem Männlichsein Hamlets entspricht, bei der Verlagerung unserer Gehirnaktivitäten in die linke Gehirnhälfte Einfluss

ausübt. Dadurch wird das logische Denken dominant. Daher muss der Wechsel von Kooperation und Mitgefühl zu Besitz und Macht über andere und die Natur das menschliche Bewusstsein verändert und sich auch auf die Organisation unserer Gehirnstrukturen ausgewirkt haben. Die Umwendung von Empathie zu abstrakten kognitiven Denkweisen spiegelt sich folglich in einer Neuorganisation des Gehirns wider, bei der die linke Hemisphäre zur dominanten wurde. Und so kam es, dass das Menschliche, die Natur seiner Entstehung, seine Bestimmung, verdrängt wurde. Die Humanwissenschaften nehmen heute noch an, dass diese ›großen Zivilisationen‹, die auf Macht, Herrschaft und Gehorsam aufbauten, das Menschliche erst hervorgebracht hätten.

Was hier tatsächlich begann, war die Gleichsetzung von ›Größe‹ mit ›Fortschritt‹. Fortschritt ist zwar eng verbunden mit der Technikentwicklung und -bewunderung, aber nicht gleichbedeutend mit der Entwicklung des Menschlichen. Unbeachtet blieb die Umpolung der Motivationen, die Macht, Unterwerfung und das Beherrschen anderer förderten, wodurch das Menschliche, die Empathie und die damit verbundenen Fähigkeiten in Bedrängnis gerieten.

Empathie ist die Fähigkeit, an den Gefühlen, Intentionen, Ideen und manchmal auch an den Bewegungen eines anderen Menschen teilzunehmen, sie mitzuerleben oder nachzuempfinden.<sup>21</sup> Diese Fähigkeit entwickelt sich zusammen mit dem vegetativen Nervensystem und ist fester Bestandteil der wechselseitigen Interaktion zwischen der Mutter und dem sich entwickelnden Fötus. Die Integration dieser Interaktionen scheint sich beim Menschen in der rechten Gehirnhälfte abzuspielen.<sup>22</sup>

Wie die Interaktion zwischen den Gehirnhälften vor sich geht, das heißt, welche Dominanz sich entwickelt, hängt direkt von der bemutternden Person eines Kindes ab. Das

Gehör des Fötus ist schon im vierten Schwangerschaftsmonat funktionsfähig. Spätestens im letzten Drittel der Schwangerschaft hört das Kind die Stimme seiner Mutter.<sup>23</sup> DeCasper und seine Mitarbeiter fanden um 1980 heraus, dass Neugeborene schon in den ersten drei Lebenstagen in der Lage sind, die Stimme der Mutter von der anderer Menschen zu unterscheiden.<sup>24</sup> Wenn die Aufmerksamkeit der Mutter schwindet, versuchen Säuglinge, diese durch Mundbewegungen beim Stillen wieder zu erringen. Reagiert die Mutter, dann lernt ein Kind, dass es einen Austausch mit seiner Umwelt zustande bringen kann, dass es etwas bewirken und mitbestimmen kann. In diesem Kontext entwickeln sich das Selbst und die Sprache des Kindes. Töne, Rhythmen, die Emotionen der Mutter, ihre Erwartungen und Reaktionen bilden das Setting der Sprachentwicklung ihres Kindes, das sich in seinem Selbst entfaltet. Wenn aber seine Umwelt, und das ist in erster Linie seine bemutternde Person, nicht genügend auf das Kind eingeht, wird sich sein Bewusstsein verengen. Das umfasst seinen Zugang zu seinen empathischen Empfindungen insgesamt. Seine Sprachfähigkeit wird entsprechend eingeschränkt bleiben. Dies gilt besonders, wenn die Mutter kein eigenes mütterliches Bewusstsein entwickeln konnte, weil sie das reduzierende männliche übernehmen musste.<sup>25</sup> Betrachten wir die Evolution aus dem Blickwinkel der Empathie, gewinnen wir eine überraschend andere Perspektive. Die Geschichte menschlicher Entwicklung – unsere Evolution – ist dann nicht mehr auf Vorherrschaft, sondern auf Zusammenarbeit ausgerichtet zu sehen. Die Vorstellungen vom Überleben des Stärkeren geben, dies müssen wir zur Kenntnis nehmen, soziale Werte und Interessen wieder. Sie entsprechen unserer heutigen Sozialordnung, haben jedoch mit unserer Evolution wenig zu tun.

Die Fähigkeit zur Kooperation und das empathische Wahr-

nehmen entfalteten sich weder während die angeblich großen Zivilisationen entstanden, noch durch sie. Im Gegenteil, diese Großzivilisationen unterdrückten und zerstörten besonders folgende Fähigkeiten: Einfühlungsvermögen, Fürsorge, die auf empathische Wahrnehmung gründet sowie die Erkenntnis der eigenen Gefühle und Bedürfnisse im Anderen. Solche natürlichen Begabungen entwickeln sich nicht bei Lernprozessen, die auf das Kognitive zielen. Es kommt vielmehr auf den »Viszeral«-Aspekt des Lernens<sup>26</sup> an, der im frontotemporalen Bereich des limbischen Systems angesiedelt ist und bis ins Innere eines Menschen reicht. Bestimmten kooperatives und empathisches Verhalten unsere Frühgeschichte, dann müssen wir lernen, unsere Vergangenheit und die neuere Geschichte der letzten 10 000 Jahre in einem ganz anderen Licht zu betrachten und wahrzunehmen. Der Wechsel von Kooperation zum Wettkampf widerlegt dann nämlich die Annahme, unsere Vorfahren wären primitive Wesen und unsere Sozialisierung eine Errungenschaft großer Zivilisationen gewesen. Statt davon auszugehen, das menschliche Bewusstsein habe sich in der Evolution fortschreitend von primitiver Aggression zur zivilisierten Konfliktlösung entwickelt, muss man ganz im Gegenteil annehmen, dass erst in den Zeiten, als das Konzept »Besitz« eingeführt und durchgesetzt wurde, kooperative und gemeinschaftliche Sozialbeziehungen sich aufzulösen begannen.

Menschen wie Tiere können aggressiv sein. Tierische Aggressivität ist aber nicht mit Zerstörung um der Zerstörung willen gleichzusetzen. Wir Menschen hingegen foltern und ermorden gezielt unsere Artgenossen. Wir Menschen waren jedoch nicht immer so selbstdestruktiv. Noch vor Kurzem vertrat Jonathan Haas vom Chicagoer Field Museum die Ansicht, Krieg und Kultur seien eng verbunden, ja Krieg fördere Kultur.<sup>27</sup> Als jedoch im peruanischen Caral Kindergräber aus

der Zeitenwende ausgegraben und geöffnet wurden, fand man zahlreiche Hinweise auf Liebe und Fürsorge und entdeckte völlig überraschend, dass die dortige Stadtbevölkerung vollständig auf Befestigungsanlagen verzichtet hatte. Das veranlasste Jonathan Haas zu einer völligen Kehrtwende seiner Sicht und zu der Erkenntnis, Krieg gehöre eben doch nicht zur menschlichen ›Natur‹.<sup>28</sup>

Die ursprüngliche Natur des Menschen zu ergründen, ist nicht einfach. Über unsere Herkunft, unsere Evolution müssen wir allerdings nachdenken, um unsere Gegenwart besser zu verstehen. Dafür sind die Ursprünge und die Entwicklung des menschlichen Bewusstseins von wesentlicher Bedeutung. Abstrakte Ideen wie Ehre, Mut, Heldentum als Stärken, Empfindsamkeit und Schmerz als Schwächen zu deuten beschreibt unsere Mentalität und kennzeichnet unser Bewusstsein, das keineswegs immer charakteristisch für Menschen war.

Julian Jaynes veranschaulicht in seiner Studie »Der Ursprung des Bewusstseins«<sup>29</sup>, wie unsere Realitätswahrnehmung und Lernfähigkeit geschwächt werden, wenn unwirkliche Begriffe wie Nationalstolz und »ideologische Reinheit« das Bewusstsein beherrschen und durch Gehorsam eingeimpft werden. Diese unanschaulichen, bloß ausgedachten Ideen haben weder eine genetische Basis, noch sind sie das Ergebnis einer ›natürlichen‹ Entwicklung.

Peter Brückner zeigte dies in seiner Analyse der pathologischen Effekte von Gehorsam in der Sozialisation der westlichen Gesellschaft.<sup>30</sup> Und auch ich selbst habe mich mit den Folgen von Gehorsam beschäftigt<sup>31</sup>: Gehorsam mindert unsere Realitätswahrnehmungen. Gehorsam wird aber nicht nur unmittelbar durch Strafe und Furcht produziert, sondern auch mittelbar durch den verinnerlichten Druck, Leistung produzieren zu müssen, und einfach nur durch Belohnung. Wir merken gar nicht, dass mit solchen Druckmitteln das

Verhalten hervorgerufen wird, sich an gesellschaftliche Normen anzupassen. Leistungzwang, schrieb der englische Schriftsteller Samuel Butler in seinem Klassiker »Der Weg allen Fleisches« (1903), sei das Kreuz des Mannes.

Jaynes belegt in seinem Buch, wie diese Art des Gehorsams schon vor der homerischen Zeit ein reduziertes Bewusstsein entwickelte. In der »Ilias« übernehmen die griechischen Götter die Verantwortung für die Taten der Menschen. Der Grund des menschlichen Handelns liegt in ihrem Gehorsam gegenüber den autoritären Göttern. Das löst die homerischen Menschen von der Verantwortung für ihre eigenen Handlungen ab. Nur wenig anders geschieht dies heute, wenn Befehle höherer Instanzen befolgt werden, um sich so von jeglicher Verantwortung zu entbinden und sich auch tatsächlich entbunden zu fühlen.

Stellen Sie sich nur einmal vor – und Religionsforscher wie Harald Strohm belegen dies –, dass die Götter in den Vor- und Frühzeiten alter Religionen nicht strafend, sondern gütig und wohlwollend waren.<sup>32</sup> Götter der Furcht, Verdammnis und Rache kannte man wohl erst seit dem Entstehen ›großer‹ Zivilisationen: Diese Schrecken brauchten die Herrscher offensichtlich, um ihre Ansprüche und den Gehorsam der Untergebenen zu gewährleisten. Furcht und Strafe sind dabei die wirksamsten Mittel, um Gehorsamkeit durchzusetzen. Und sogar Belohnung kann eine Form von Zwang sein, um Menschen gefügig zu machen, die darüber hinaus dann weiterhin glauben, sie würden freiwillig handeln. Aber es geht auch heute noch anders. Die Götter der amerikanischen Indianer flößen immer noch keine Furcht ein. C. G. Jung beschreibt die Beziehung der Indianer zu ihren göttlichen Mächten am Beispiel der heutigen Pueblo-Stämme. Menschen teilen mit ihnen ihre Freude; eine Angst vor ihren Göttern existiert bei den Indianern nicht.<sup>33</sup>